

„Leibhaftig fängt unser Glaube an“

Predigt über Johannes 20,19-31
Sonntag *Quasimodogeniti*, 28. April 2019
in der Nikolauskirche Deckenpfronn
von Pfarrer Hans-Ulrich Lebherz

Das Evangelium für diesen Sonntag steht im Johannes-Evangelium, im 20. Kapitel:

¹⁹ Am Abend aber dieses ersten Tages der Woche, da die Jünger versammelt und die Türen verschlossen waren aus Furcht vor den Juden, kam Jesus und trat mitten unter sie und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch!

²⁰ Und als er das gesagt hatte, zeigte er ihnen die Hände und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, dass sie den Herrn sahen.

²¹ Da sprach Jesus abermals zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.

²² Und als er das gesagt hatte, blies er sie an und spricht zu ihnen: Nehmt hin den Heiligen Geist!

²³ Welchen ihr die Sünden erlasst, denen sind sie erlassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

²⁴ Thomas aber, einer der Zwölf, der Zwillings genannt wird, war nicht bei ihnen, als Jesus kam.

²⁵ Da sagten die andern Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sprach zu ihnen: Wenn ich nicht in seinen Händen die Nägelmale sehe und lege meinen Finger in die Nägelmale und lege meine Hand in seine Seite, kann ich's nicht glauben.

²⁶ Und nach acht Tagen waren seine Jünger abermals drinnen, und Thomas war bei ihnen. Kommt Jesus, als die Türen verschlossen waren, und tritt mitten unter sie und spricht: Friede sei mit euch!

²⁷ Danach spricht er zu Thomas: Reiche deinen Finger her und sieh meine Hände, und reiche deine Hand her und lege sie in meine Seite, und sei nicht ungläubig, sondern gläubig!

²⁸ Thomas antwortete und sprach zu ihm: Mein Herr und mein Gott!

²⁹ Spricht Jesus zu ihm: Weil du mich gesehen hast, darum glaubst du? Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!

³⁰ Noch viele andere Zeichen tat Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben sind in diesem Buch.

³¹ Diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubt, dass Jesus der Christus ist, der Sohn Gottes, und damit ihr, weil ihr glaubt, das Leben habt in seinem Namen.

Wer von uns sehnt sich nicht nach Leben, nach wirklichem, erfülltem, vollem Leben?

Fast alles, was Menschen tun, ist Ausdruck ihres Hungers nach einem sinnvollen, lebenswerten Leben. So oft tun Menschen sehr törichte, sehr unzureichende und schädliche Dinge auf ihrer verzweifelten, blinden Suche nach Leben und enden darum immer wieder in der Enttäuschung.

In unserem Text aus dem Johannesevangelium lesen wir, dass wir an Jesus, den Sohn Gottes, glauben sollen, „damit wir durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen“.

Als Merkmale dieses wirklichen Lebens, das der Glaube an Jesus Christus vermitteln soll, werden in unserem Text genannt:

- der Friede und
- die Vergebung der Sünden.

Die allgemein verbreitete Fried- und Rastlosigkeit zeigt, wie weit entfernt wir vom wirklichen, erlösten Leben sind und wie falsch es ist, die ersehnte Lebensqualität in Richtung immer neuer, aufregender Aktivitäten zu suchen; das gerät mehr zur Flucht vor dem Leben als zu einer Suche nach dem Leben.

Und die Vergebung der Sünden? Wenn man einzelne Menschen näher kennenlernt, entdeckt man bald, dass hinter der scheinbar vielleicht recht glücklichen Fassade fast jeder irgendeine Belastung, irgendeinen Komplex, irgendeine Unfreiheit mit sich herumträgt – etwas Unaufgearbeitetes, Unbewältigtes, Unversöhntes, irgendeinen Zwang, eine Sucht, eine Schädigung, eine Enttäuschung, die ihm ein Stachel im Fleisch ist und das Leben schwer macht. Das wirkt hinein in die Gegenwart und verfälscht, vergiftet, belastet Beziehungen und Verhaltensweisen.

Davon ganz frei werden und ein ganz geheilter Mensch sein hieße, die „Vergabung der Sünden“ voll erfahren zu haben.

Der Apostel Thomas möchte glauben und das Leben finden, indem er sieht und leibhaftig berührt.

Jesus erwidert darauf: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“

Trotzdem sind wir im Glauben unterwegs zum Sehen und zum leibhaftigen Berühren und Einswerden, und Jesus gewährt dem Thomas dieses Sehen und Berühren als Vorgeschmack zukünftigen Einswerdens.

Aber wie kann dieser Glaube entstehen und sich entwickeln?, so frage ich heute, wo wir den 9 Monate jungen Josias getauft haben. Wie kann der Glaube in Kleinkindern in den ersten zwei Lebensjahren grundgelegt werden?

Fangen wir an mit dem Apostel Thomas, der nur glauben will und kann, wenn er tasten, mit Händen greifen, leibhaftig spüren darf. Leibhaftig fängt unser Glaube an, leibhaftig muss er anfangen.

Was verstehe ich hier unter Glauben?

Ich verstehe darunter das Lebensgefühl, das mich erfüllt, die Lebensenergie, die mich trägt, den Mut, der mich befähigt, mein Leben anzupacken und tapfer zu bestehen.

Ich verstehe darunter den Optimismus, der mir hilft, dem Leben zu trauen und trotz aller Enttäuschungen jeden Tag neu anzufangen.

Ich verstehe darunter die Hoffnung, dass mein Leben nicht absurd und ziellos ist, sondern dass es für meine tiefsten Sehnsüchte eine Erfüllung und ein Ausruhen gibt.

Leibhaftig fängt unser Glauben an – im Leib unserer Mutter. Dort kann jedes Menschenwesen – unbewusst noch, aber umso tiefer und abgründiger – körperlich, mit Leib und Seele, Einheit, Wärme und Geborgenheit erfahren – also jenen Zustand des Friedens und der Freiheit von Sünden, der wie wir in Johannes 20,19-31 lesen können, das wahre, erlöste Leben ausmacht.

Sobald wir bei der Geburt aus dieser Harmonie herausgestoßen werden, machen wir uns ein Leben lang auf den Weg, sie wiederzufinden.

Selber-sein und folglich in irgendeiner Weise allein und einsam sein ist schmerzlich und mühsam. Geborenwerden macht Angst. Das Herausgestoßenwerden aus dem bergenden Schoß der Mutter ist ein traumatisches Erlebnis. Das Kind wird aus dem warmen Schoß in eine kalte Welt geworfen. Und es gibt keinen Weg zurück.

„Selig, die nicht sehen und berühren, und doch glauben!“

Der Geist, die Seele, das Herz, das Ich – oder welchen Namen auch immer wir dieser spezifisch menschlichen Bewusstseinsweise geben wollen – muss sich entfalten, auf den anderen zugehen, Harmonie entdecken und Gleichklang finden. Dann kehrt man nicht zurück in den Mutterschoß, sondern findet die

damals erlebte Geborgenheit und Einheit wieder auf einer völlig neuen, aber wieder Leib und Seele umfassenden Ebene.

Anfang und Ziel des Menschen sind also aufs engste miteinander verwandt. Wir suchen die am Anfang unbewusst erfahrene Einheit, um sie – im Idealfall – in der Helle und Klarheit des Bewusstseins einer voll entfalteten Seele wiederzufinden. Die biologische Einheit von Mutter und Kind während der Schwangerschaft wäre also sozusagen die Vorform der mystischen Einheit von Gott, All und Mensch und damit die Urform von Glauben.

Manche Theologen gehen so weit zu behaupten, alles Wesentliche für den Glauben eines Menschen, für seine Einstellung zum Leben und für seine Vitalität werde in der Zeit der Schwangerschaft und der ersten zwei, drei Lebensjahre grundgelegt und sei dann nicht mehr entscheidend zu ändern.

Das mag manchen überraschen, denn gewöhnlich neigen wir zu der Annahme, den Glauben könne man einem Kind ja schließlich erst vermitteln, wenn es zuhören und sich Geschichten vom lieben Gott erzählen lassen und Gebete vorsprechen lassen könne. Das kommt vom Missverständnis, unser Glaube sei wesentlich eine Sache des Redens und des Wissens, eine Frage der Geschichten und der Theorien über Gott und die Welt – also etwas, was im Kopf und im Verstand beheimatet sei.

In Wirklichkeit steckt der Glaube im Herzen und im tiefsten Lebensgefühl, und wenn er da nicht steckt, dann ist er nirgends.

Das wird besonders deutlich im Umgang mit Kleinkindern, denen man noch nichts von Liebe und allen anderen hehren Idealen vorschwätzen und vormachen kann, weil auf sie nur *die* Liebe wirkt, die man ihnen tatsächlich schenkt.

Bei uns Erwachsenen ist das im Grunde nicht anders: Alles, was man uns vorschwätzt und vormacht, hilft uns keinen Deut – selbst in der Kirche nicht –, sondern nur das, was man uns wirklich gibt und vom Herzen her erschließt, geht in unser Wesen ein und beschenkt und stärkt uns.

Seine erste Prägung erfährt also der Glaube eines Menschen bereits in der Schwangerschaft. Schon der Fötus spürt unbewusst, aber wirklich auf seine ganz eigene Art die Wünsche und Fantasien seiner Eltern.

Das Kind spürt, ob es willkommen ist. Die entscheidenden Linien des Bildes, das das Kind sich von den Eltern, von sich selbst und von Gott macht, zeichnen die Eltern selbst mit den Tiefen und Untiefen ihres eigenen Verhältnisses zum Leben und zu Gott.

Die Augen der Mutter sind dann der erste Spiegel, in dem sich das Kind spiegeln kann. Das Kind sieht in dem Gesicht der Mutter, wie die Mutter es sieht, und so sieht es sich selbst: als geliebtes Kind, das immer wieder mit Lächeln überschüttet wird, damit es selbst lächle. Oder aber das Kind erfährt sich als weniger geliebtes, vielleicht sogar als lästig empfundenes Wesen.

Kinder lassen sich – anders als wir Erwachsene – gefühlsmäßig nicht täuschen. Unbewusste Eindrücke können Erinnerungsspuren lebenslang bewahren. Sie sind entscheidend dafür, wie ein Mensch sich später das Gesicht Gottes vorstellt, das Gesicht, von dem im sogenannten aaronischen Segen im Alten Testament die Rede ist: „Gott lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig; Gott erhebe sein Angesicht auf dich und gebe dir Frieden.“ (4. Mose 6,24-25)

Glücklich das Kind, dessen Leben in Geborgenheit anfangen darf! Nicht in einer Geborgenheit, die es sich erst verdienen muss – durch Bravsein und Wohlverhalten und Leistung –, sondern die ihm gratis geschenkt wird, bedingungslos.

Das ist die Urerfahrung dessen, was wir später äußerst mühsam auf einer anderen Ebene wieder lernen müssen – und uns oft so ungeheuer schwer damit tun. Dass wir geliebt und angenommen sind noch vor aller Leistung; dass wir unsere Daseinsberechtigung nicht verdienen müssen, dass wir unseren Wert nicht unablässig bestätigen müssen durch Gutsein und Aktivität oder Besitz und Prestige und Karriere. Das aber ist der Kern unseres Glaubens, der Kern des Evangeliums.

Dass ein Mensch sich um uns kümmert (die Mutter vor allem und der Vater, dann die Familie und die Menschen aus der näheren Umgebung), erfahren wir grundlegend als Bejahung unseres Daseins. Wir haben ein Recht zu sein und haben einen Platz in der Gemeinschaft der Menschen. Das Lächeln, mit dem der Säugling auf Zuwendung antwortet, ist sein erstes Echo auf diese Bejahung.

Das kleine Menschenwesen spürt: ich darf sein. Das ist wie die erste Begnadigung, die es erlebt; das ist wie der Freispruch vom Todesurteil der Kindesaussetzung.

Vielleicht klingt das zu dramatisch. Aber das ist doch unsere Grundangst aus der Erfahrung des Hinausgestoßenwerdens: die Angst vor dem Ausgesetztwerden, davor, nicht mehr akzeptiert zu werden, nicht mehr dazuzugehören. Diese Angst ist es, die uns zu vielfältigen Formen der Anpassung und des Werbens um Sympathie und Anerkennung treibt.

Unser Weg beginnt mit der Geburt; es ist ein langer und oft mühsamer Weg hin zur Reife eines Glaubensbewusstseins und der Erfahrung des Einsseins mit Gott. Ich habe nur den Anfang beschrieben, es müssen weitere Schritte und Stufen folgen.

Wir hätten den schönsten Sinn jeder Osterzeit und jedes Gottesdienstes damit erfüllt, dass wir miteinander geistlich auferstehen und uns auf den Weg des Aufstiegs machen in die immer größere Weite und Freiheit Gottes hinein.

Amen.